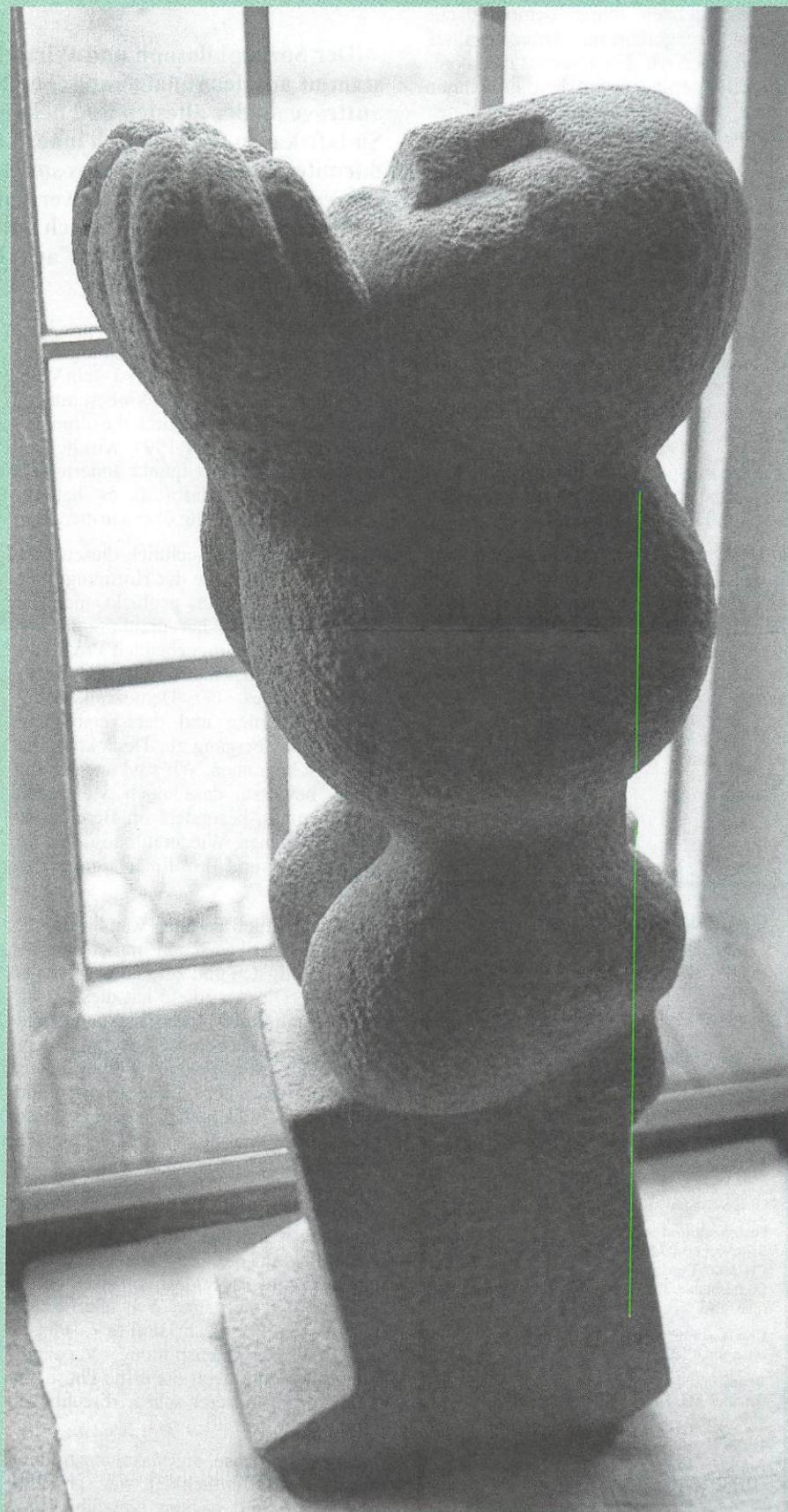


Heilungs- prozesse fördern

In dieser Ausgabe

- Konsolidierungsprozess in Südafrika:*
Ein Schwarzer, ein Weisser und
ein Farbiger berichten 2-4
- Für die Adventszeit* 6
- Brücken bauen in den Grossstädten:*
Roubaix: Das Auf und Ab im Einsatz
eines Sozialarbeiters 8
Chicago: Rassenfrage – ein Aufruf
zur Gemeinschaft 10
- Interview:*
Der Philosoph W. Zelinski 12
- Aus aller Welt:*
Thüringen: 5 Jahre danach 9
St. Petersburg: Baltikumseminar 14
Tokio: Wichtige Faktoren für die
internationale Diplomatie 5
Peking – offiziell und privat 15
Huairou: Wegbereiterinnen
des Friedens 11
- Jubiläumsereignisse Caux 1996* 15-16



Es kann vorkommen, dass uns die Lösung eines schwerwiegenden Problems quasi über Nacht zufällt. Viel öfter stellen wir jedoch fest, dass intensive, treue, manchmal mühsame Kleinarbeit zum Ziele führt. Die Tatsache, dass in Südafrika im April letzten Jahres demokratische Wahlen durchgeführt und deren Resultate angenommen wurden und dass die so gewählte Regierung ihre Arbeit aufnehmen konnte, wurde als «Wunder» bezeichnet. Alle sind sich einig, dass dies dank konstanter, mutiger Vorarbeit möglich wurde und dass jetzt die Zeit der schwierigen Konsolidierungsarbeit angebrochen ist: die Fortführung und Förderung des Heilungsprozesses auf allen Ebenen der Gesellschaft als solide Grundlage für ein dauerhaftes friedliches Zusammenleben.

Auch in vielen andern Situationen ist dies notwendig, damit erreichte Fortschritte und Vereinbarungen nicht durch neue Ungerechtigkeit und Racheakte gefährdet werden.

Diese Ausgabe gibt Ihnen Einblick in mehrere solcher Initiativen zur Unterstützung von Heilungsprozessen.

Die Adverts- und Weihnachtszeit kann für uns alle Anlass sein, in unserem eigenen Leben und in unserer näheren Umgebung unser Augenmerk auf jene Stellen zu richten, wo wir Raum schaffen können, um Heilung und Erneuerung zu fördern.

Mit den allerbesten Wünschen des Redaktionsteams für die Feiertage und für 1996

Marianne Spreng

CAUX-Information

Redaktion

Marianne Spreng-von Orelli, Verena Gautschi, Christoph Spreng

Administration und Redaktion

Postfach 4419, CH-6002 Luzern,
Telefon 041-311 22 13, Fax 311 22 14

Bestellungen für Deutschland nimmt entgegen

MRA Bücherdienst, Eggemann,
Uhlandstrasse 20, D-45964 Gladbeck

Abonnement

Schweiz: Fr. 32.-, Deutschland: DM 42.-,
übrige Länder: sFr. 37.-

Postcheckkonten

Schweiz: 60-27255-8, CAUX-Information,
CH-6002 Luzern
Deutschland: 2032-751 Postscheckamt Karlsruhe,
CAUX-Information, CH-6002 Luzern

Erscheinungsweise

zweimonatlich

Druck

Brunner AG, Druck · Informatik · Verlag,
6010 Kriens

Fotos

Bräckle, Channer, Craig, For a Change,
Grandy, Spreng

Schwelle

Der Sozialphilosoph und Wirtschaftsethiker Willie Esterhuysen stammt aus der südafrikanischen Kapprovins und hat zwei Lehraufträge an der ältesten und bekanntesten Afrikaander-Universität Südafrikas in Stellenbosch inne. Als Autor zahlreicher Publikationen – darunter *Die Apartheid muss sterben* (1978) und *Der ANC und seine führenden Leute* – wurde er verschiedentlich ausgezeichnet.

Professor Esterhuysen sprach am vergangenen 22. August im Rahmen der «Montags-Vorträge» in Caux. Hier seine Ausführungen in gekürzter Form.

Viel wurde schon gesagt und geschrieben über das durch Verhandlungen erreichte «Wunder» in Südafrika – ein Wunder, dem mehrjährige Vorbereitungen vorausgingen und das durch die allgemeinen Wahlen im April 1994 Wirklichkeit wurde. Zu jenem Zeitpunkt änderte sich das Schicksal Südafrikas: es hat die Schwelle der Hoffnung überschritten.

Ich gebrauche absichtlich diesen Ausdruck: «die Schwelle der Hoffnung überschreiten». Es ist uns geglückt, nicht ein fixfertiges Produkt hervorzubringen, sondern einen hoffnunggebenden Prozess in Gang zu setzen: einen Prozess des nationalen Aufbaus, der Demokratisierung, der Veränderung und der Versöhnung. Südafrikas Übergang zur Demokratie hat eben erst begonnen. Wir sind uns der Tatsache bewusst, dass noch viel getan werden muss, besonders im Bereich des wirtschaftlichen Wiederaufbaus und der Entwicklung und Bevollmächtigung aller Südafrikaner.

Geschichtlich gesehen war die Bevölkerung Südafrikas schon immer eine der mannigfaltigsten und zutiefst gespaltenen der Welt. Die Apartheid hat diese Tatsache verschlimmert, indem sie Unterschiede und Konflikte betonte, anstatt Gemeinsamkeiten zu stärken. Südafrika ist gewissermassen ein Land verwirrender Widersprüchlichkeiten – geographisch, bevölkerungsmässig, sozial, politisch, wirtschaftlich und sogar geistlich. Es wimmelt von Friedensgruppen, aber ebenfalls von Gruppen, welche das Feuer der Gewalt und des Hasses schüren. Im Rückblick auf die Geschehnisse des letzten Jahrzehnts in Südafrika lässt sich der Prozess, der die ganze Welt überraschte, in grossen Zügen in drei «V»-Phasen einteilen: Vertrauensbildung, Verständigungssuche und jetzt die dritte Phase, die Verankerung unserer sehr zerbrechlichen Demokratie.

Die erste Phase, die Vertrauensbildung abseits der Öffentlichkeit, war schwierig und heikel und begann ungefähr 1987.

Der damals noch inhaftierte Nelson Mandela spielte eine wichtige Rolle. Es fanden viele Treffen zwischen ihm und einer kleinen, auserlesenen Gruppe von Regierungsleuten statt – ohne dass das übrige Kabinett und die Generäle Bescheid wussten. Ich hatte das Vorrecht, mich regelmässig mit Thabo Mbeki und seinen Mitarbeitern in England zu treffen und der Kontaktgruppe der südafrikanischen Regierung Botschaften zu übermitteln. Tatsächlich fand im September 1989 in der Schweiz die erste offizielle Zusammenkunft von Regierungsvertretern mit den immer noch exilierten Thabo Mbeki und Jacob Zuma statt. Eines haben wir in jenen heiklen Tagen gelernt: Vertrauen entsteht nicht durch öffentliche Erklärungen. Es wird gebildet durch persönlichen Kontakt von Mensch zu Mensch und einem Geist der Offenheit und Ehrlichkeit. Schon im September 1988 sagte ich bei meiner Rückkehr nach Südafrika zu meiner Frau und zu meinem Verbindungsmann von der Regierung, einem hohen Funktionär: «Thabo Mbeki würde ich jederzeit mein Leben anvertrauen.»

Mehr als blosser Worte

Mit De Klerks Wendepunkt-Rede vom 2. Februar 1990 begann die zweite Phase, in der um Übereinstimmung gerungen und nach Kompromissen und gemeinsamen Grundlagen gesucht wurde. Den Antrieb bildete die eine überwiegende Feststellung: «Südafrika hat keine andere Wahl. Alles andere wäre unvorstellbar grässlich.»

In dieser Phase kam der Versöhnung ein sehr hoher Stellenwert zu. Bekannte Persönlichkeiten bekannten sich öffentlich zu ihren Überzeugungen. Diese Erkenntnisse waren nicht zweckgebunden oder opportunistisch. Sie waren rechenschaftlich und moralisch aufrichtig. Nelson Mandela ging mit dem guten Beispiel voran. In seiner ersten Rede nach seiner Freilassung erklärte er: «De Klerk ist ein integrier Mann.»

der Hoffnung überschreiten

Versöhnung besteht jedoch nicht nur in Bekenntnissen und Worten. Sie muss Gestalt annehmen. Etwas Besonderes geschah in dieser Beziehung in Südafrika. Vor der Wahl vom April 1994, während die Verhandlungen über die Verfassung noch liefen (und in einem gewissen Stadium ins Schleudern gerieten), taten sich Südafrikaner aller Kulturen und Hautfarben auf örtlicher und regionaler Ebene zusammen, um in Foren und andern Organisationen gemeinsame Probleme anzugehen und sich in Projekten an Ort und Stelle zu engagieren. Diese Initiativen trugen beträchtlich zum Heilungsprozess bei.

Das dritte, jetzige Stadium des Prozesses begann nach den allgemeinen Wahlen vom April 1994: die Phase der Verankerung der entstehenden Demokratie, des Aufbaus einer neuen Nation und des Hei-



Professor Willie Esterhuysen bei seinem Referat

lens der Wunden aus der Vergangenheit. Diese Phase wird sich als sehr schwierig und zeitraubend erweisen. Um nur etwas zu erwähnen: Versöhnung beinhaltet meiner Meinung nach auch ein Teilen der sozioökonomischen und materiellen Mittel des Landes. Denn Vergebung ohne Teilen wird bedeutungslos.

Bestimmte Einzelpersonen haben eine entscheidende Rolle dabei gespielt, dass der Vorstoss für Versöhnung und den nationalen Aufbau auf wirklich wunderbare Weise in die Tat umgesetzt wurde. Allen voran möchte ich Präsident Nelson Mandela erwähnen. Im Gefängnis wurde er zum Symbol der Befreiung; nach dem Gefängnis wurde er ein Symbol der Versöhnung. Er liess es nicht zu, dass er nach seiner Haftentlassung zum Gefangenen der Verbitterung wurde.

Viele andere auf Führungsebene waren ebenfalls beteiligt. Besonders erwähnt seien auch die Tausenden von Foren, die überall im Land wie Pilze aus dem Boden schossen: Friedenskomitees, Bürgerinitiativen, Kirchen und andere Basisgruppen.

Die Wahrheit wird wehtun

Freilich stehen wir jetzt vor der kritischsten Prüfung für unsere aufstrebende Demokratie und unsern Versöhnungsprozess, nämlich der Ernennung der «Kommission für Wahrheit und Versöhnung» und die beängstigende Aufgabe, die ihrer wartet. Die Mitglieder der Kommission sollen vom Präsidenten ernannt werden, und das zugrundeliegende Gesetz trägt den passenden Titel: Verfügung zur Förderung der nationalen Einheit und Versöhnung.

Die Arbeit der Kommission wird noch erschwert – und könnte sich in eine Vielzahl gefühlsmässiger und politischer Widersprüchlichkeiten verstricken – durch die Art und Weise, wie vorher die Amnestie gehandhabt wurde. Denn diese Frage wurde von A bis Z äusserst schlampig und gedankenlos behandelt.

Wie dem auch sei: Südafrika steht einmal mehr vor einer Stunde der Wahrheit. Dieser Prozess kann nicht mehr rückgängig gemacht werden. Die Frage, ob sich Südafrika eine solche Kommission politisch leisten kann, ist genauso unbedeutend wie alle Versuche, politische Untaten zu übertünchen, andere Menschen und Parteien mit Verdacht zu belegen und so Zwietracht zu säen.

Vor allem andern muss betont werden: Die Wahrheit, insbesondere über die achtziger Jahre – Südafrikas dekadentes Jahrzehnt –, wird wehtun – sogar sehr. Die Wahrheiten, um derentwegen die Kommission ernannt wird, sind grausame Wahrheiten – Wahrheiten, die über Dinge berichten, welche die meisten von uns «unsern Leuten» niemals zugetraut hätten. Es waren immer «die andern».

Warum eine solche Kommission?

Wahrheits- und Versöhnungskommissionen, wie sie in einigen lateinamerikanischen Ländern ernannt wurden, werden meist eingesetzt, wenn es unmöglich oder nicht erwünscht ist, dem Gesetz den Lauf zu lassen. «Wahrheit» ist dann ein Ersatz für «Recht» und «Vergeltung». Der Hauptakzent liegt auch auf der ver-

söhnenden Funktion der Wahrheit und ihrer Rolle dabei, wenn die Vergangenheit zur Ruhe gelegt werden soll, gemäss einer uralten Weisheit: Man muss die Vergangenheit kennen, um die Gegenwart zu verstehen und in der Zukunft Frieden zu haben.

Hätte zum Beispiel die ANC-Allianz die Regierung gestürzt oder mit Militärgewalt erobert, wäre sehr wahrscheinlich keine solche Kommission eingesetzt worden. Vielmehr hätte die Forderung nach «Gerichtsprozess» und «Vergeltung» ob siegt. Aller Wahrscheinlichkeit nach wären die Köpfe einiger Politiker, zusammen mit denen einiger Gefolgsleute, gerollt, während einige andere höchst wahrscheinlich im Gefängnis gelandet wären, wegen «Verbrechen gegen die Menschlichkeit». Es gilt die einfache Tatsache, dass in diesen Fällen oft «der Sieger den ganzen Gewinn einstreicht» – und sogar so weit geht, über Gesetz und Recht hinweg zu entscheiden.

Es kann auch vorkommen, dass sich sogar Wahrheits- und Versöhnungskommissionen aus politischen oder andern Gründen als unmöglich erweisen. In solchen Fällen wird oft ein symbolischer Kompromiss eingegangen und ein Fall mit hoher Publikumswirkung vor Gericht gebracht. Viele Länder, so auch Namibia, schlugen einen andern Weg ein: es wurde beschlossen, die Vergangenheit zu vergessen, um von vorne beginnen zu können.

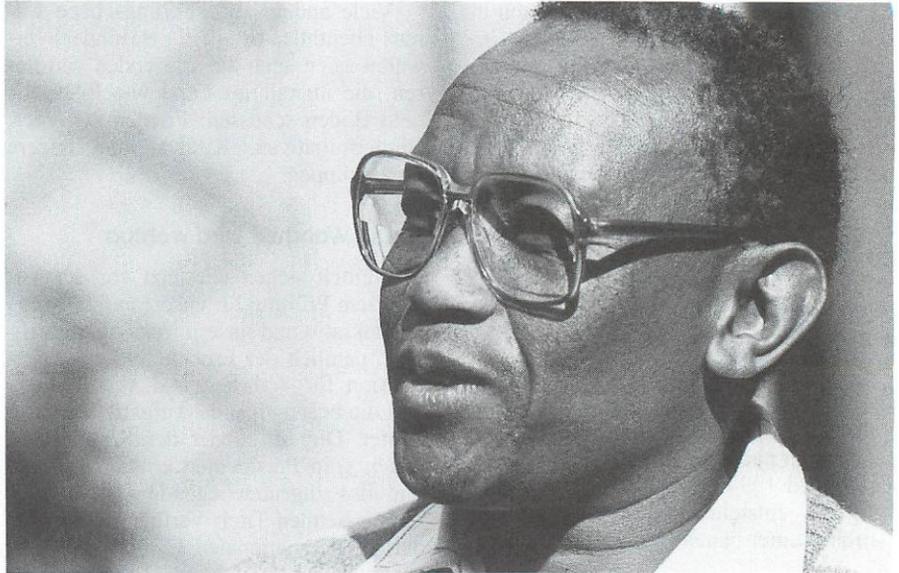
Das Recht auf Bescheid

Viele fragen nun, wieso Südafrika sich entschieden hat, dem lateinamerikanischen Weg zu folgen. Warum sich nicht ein Beispiel an Namibia nehmen und die Vergangenheit vergessen? Sind wir uns überhaupt einigermassen sicher, dass die Kommission zum bestehenden und sehr dynamischen Versöhnungsprozess beitragen wird? Wie steht es mit der Gefahr der Rache gegen Mitglieder und Anhänger des früheren Regimes? Zweifellos sind dies ernste Fragen. Die Idee zu einer solchen Kommission stammte hauptsächlich aus den Reihen jener riesigen Mehrheit von Südafrikanern, welche die Apartheid zu spüren bekommen hatten. Es war, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, eine «volksbetriebene» Idee. Sie hat Wurzel gefasst, nicht wegen rachsüchtiger Einstellungen oder Bitterkeits- und Hassgefühlen. Der hauptsächlichste Antrieb für die Idee lässt sich in den Worten einer schwarzen Mutter zusammenfassen:

Agenda für den Heilungsprozess

Wie Professor Esterhuyse wirkte auch der schwarze Musiker Samuel Mxolisi Pono in den 80er Jahren als Verbindungsmann im Dialog zwischen der südafrikanischen Regierung und exilierten ANC-Mitgliedern. Im Rahmen dieser Tätigkeit wurde er in einem Nachbarland der Spionage für Südafrika verdächtigt, gefangen-gesetzt, gefoltert und erst dank internationaler Bemühungen freigelassen. Er lebt mit seiner Familie in Mamelodi bei Pretoria.

Wir haben ein neues Land geerbt, voller Herausforderungen und Möglichkeiten. Wir stellen fest, dass wir trotz unserer Unterschiede harmonisch zusammenleben und aufzeigen könnten, dass eine neue Lebenskultur möglich ist, wo die



Samuel Mxolisi Pono

Fortsetzung von Seite 3

«Meine Seele wird erst dann Ruhe und Frieden verspüren, wenn ich weiss, was meinem Sohn geschehen ist.»

Politisch und moralisch können diese Stimmen aus dem südafrikanischen Volk nicht überhört werden. Die Menschen wollen Bescheid – nicht um Gefühle der Verbitterung, des Hasses oder der Vergeltung zu nähren, sondern um von den Fragen und Ungewissheiten der Vergangenheit befreit zu werden. Es ist und war immer meine Ansicht, dass die Menschen ein Recht haben, Bescheid zu wissen. (...)

Die Unbescholtenheit, Objektivität, Weisheit und Führungsqualität der zu ernennenden Kommissionsmitglieder wird in mehr als einer Hinsicht entscheidend sein. Sie werden nicht nur die Fähigkeit haben müssen, die Wahrheit aufzudecken, sondern auch Weisheit, um die Wahrheit über die dunklen Seiten unserer Vergangenheit zum Wohle der nationalen Einigung und Versöhnung einzusetzen.

Wenn der Kommission nur schon eines gelingt, nämlich uns alle daran zu erinnern, dass Wachsamkeit und mutiger Widerspruch Bedingungen für ein gutes Regierungssystem und für die Verhütung politischer Missetaten sind, dann wird sie wesentlich dazu beigetragen haben, Südafrika zu einem Land der Hoffnung zu machen.

Achtung vor jedem einzelnen oberstes Gebot ist, und dass wir trotz auseinandergehender Meinungen zum Wohl aller zusammenarbeiten könnten.

Wie können wir den Geist, der uns diese Wunder brachte, lebendig erhalten? Diese Frage haben wir, die Freunde der Moralischen Aufrüstung in Südafrika, uns eingehend und im Gebet überlegt und beschlossen, im April 1996 eine Konferenz für Südafrikaner aller Schattierungen und auch mit internationaler Beteiligung in Bloemfontein abzuhalten.

Mit unserer gegenwärtig sehr jungen Übergangsregierung sehen wir als vor-dringliche Aufgabe die Stärkung der mo-

ralisch-geistigen Werte des Landes an, zu der Präsident Mandela aufgerufen hat. Das Thema unserer Konferenz lautet: «Vergangenheit heilen – Zukunft bauen». Wir hoffen, sie werde uns Südafrikaner im partnerschaftlichen Aufbau unseres Landes einander näherbringen, damit unsere Entwicklungsprogramme funktionieren und wir nicht nur unsern afrikanischen Nachbarn, sondern der ganzen Welt etwas zu bieten haben. Wir hoffen auch, als Ergebnis dieser Konferenz werde Südafrika nächstes Jahr einen Beitrag zur 50-Jahr-Feier in Caux leisten können, weil nicht wenige von uns diesem Ort so vieles an Fürsorge und Vision verdanken.

Wir hätten uns nachts ins Haus schleichen können

Professor Gerald Pillay, Experte in europäischer Theologie, gehört der indischen Minderheit in Südafrika an. Er steht dem Institut für historische Theologie an der Universität von Südafrika in Pretoria vor. Er hat in Theologie und Philosophie doktriert und ist Autor zahlreicher, zum Teil mehrbändiger Werke wie z.B. der Geschichte des Christentums in Südafrika.

Es ist wenig bekannt, dass die Apartheid nicht erst 1948 von der *Afrikaner National Party* eingeführt wurde, sondern

(in den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts) in der britischen Kolonie Natal, und dass sie sich dort gegen die Inder richtete. Diese waren in die Kolonie eingeladen worden, um der serbelnden Wirtschaft Aufschwung zu geben; später entwickelten sich starke anti-asiatische Gefühle.

So mussten sich meine Eltern damit abfinden, erst unter den Briten und dann unter der Regierung der Afrikaander als unwillkommene Gäste und zweitklassige Bürger in ihrem Geburtsland zu leben.

«Politik der Versöhnung» gefragt

Die Realpolitik der internationalen Diplomatie hat bis anhin im Erarbeiten ihrer Ziele sowie in deren Bewertung die geistigen und moralischen Faktoren vernachlässigt. In Japan wurden diese Faktoren kürzlich neu beleuchtet.

Sitzungen an der Universität der Vereinten Nationen (UNU), im Asien-Zentrum von Odawara und ein Gespräch am Nationalen Forschungsinstitut NIRA dienten diesem Zweck. Sie wurden von der Moralischen Aufrüstung vorbereitet und von den japanischen Ministerien für Erziehung und Ausseres und dem NIRA-Institut mitorganisiert und finanziert.

Der Vizepräsident der oppositionellen NFP-Partei und frühere Ministerpräsident Tsutomu Hata erklärte eingangs, dem militärischen Faktor falle wohl eine Rolle zu, «aber die wegen ethnischer oder religiöser Differenzen entstehenden Konflikte können nicht bloss mit militärischen Mitteln gelöst werden. Um derartige Konflikte zu verringern, brauchen wir eine vertrauensbildende und versöhnende Politik.»

Der Vizedirektor des Aussenministeriums, Ryuichiro Yamazaki, meinte, internationale Organisationen und aussenstehende Regierungen seien in ihren Möglichkeiten begrenzt, einerseits wegen des Grundsatzes der Nichteinmischung in interne Angelegenheiten, andererseits wegen der Gefahr der Ausdehnung der Konflikte. Vorbeugende Politik sei wichtig, aber «ohne den echten Wunsch nach Frieden seitens der Konfliktparteien gibt es keine Lösung. Daher ist Versöhnung auf der persönlichen Ebene so wichtig, weil sie zu Versöhnung grösserer Bevölkerungsgruppen und auf Staatsebene führen wird», betonte Yamazaki.

Die Bedeutung der nichtstaatlichen Organisationen bei der Vertrauensbildung im Versöhnungsprozess wurde von Vizeausserminister Sadayuki Hayashi aufgegriffen. Er meinte, in diesen Bestrebungen vervollständigten private und staatliche Organe einander.

Masahide Shibusawa, der internationale Austauschprogramme organisiert und eingehende Nachforschungen über Japans Rolle betrieben hat, gab einen Überblick über eine Reihe Versöhnungsinitiativen seit dem Zweiten Weltkrieg und schloss: «Das 21. Jahrhundert wird bemüht sein, den Materialismus zu überwinden, um ein Gleichgewicht zwischen dem Geistigen und dem Materiellen zu finden.»

Parallel zu diesen Symposien berieten sich die japanischen Beamten mit einer von der MRA nach Japan einberufenen internationalen Gruppe, deren Exponenten eigene Erfahrungen der Versöhnung mitbrachten, unter ihnen Douglas John-



Podiumsgespräch der «Agenda für Versöhnung» in Japan

ston, Vizepräsident des Institutes für Strategische Studien CSIS (siehe C.I. Nr. 12/94) in Washington D.C., Renée Pan, Präsidentin eines Fonds für Kindererziehung in Kambodscha, und der Autor Alec Smith, Sohn des früheren Ministerpräsidenten Rhodesiens, Ian Smith.

Dr. Johnston lud namens seines Institutes den früheren Ministerpräsidenten Hata ein, am bevorstehenden Zwei-Tage-Seminar «Agenda für Versöhnung» in Caux teilzunehmen. Das Seminar wird von der MRA und den beiden Instituten CSIS und NIRA einberufen und soll zu den Veranstaltungen im kommenden August zum 50jährigen Bestehen des internationalen Konferenzentrums in Caux gehören.

Fallbeispiele

Aufgrund ihrer Erfahrungen in Kambodscha und Simbabwe beleuchteten Renée Pan und Alec Smith die Bedeutung der Vergebung in der Vertrauensbildung und der Versöhnung. Frau Pan, deren Gatte von den Roten Khmer ermordet worden war, berichtete, wie sie trotz ihres schmerzlichen Verlustes den Tätern verzeihen habe. Der Botschafter Kambodschas, Truong Mealy, fügte bei: «Wir müssen verzeihen, was zwischen 1975 und 1979 geschehen ist, aber wir können es nicht vergessen. Wir müssen uns und unsere Kinder daran erinnern, was geschehen könnte, falls wir vergessen.»

Ein im Auftrag des NIRA-Institutes verfasster Bericht wurde von seinem Autor, Hideaki Shiroyama, vorgestellt. Das Thema lautet: «Die Rolle nichtstaatlicher Organisationen – der MRA, des Carter-Zentrums und der *International Alert* – bei der Lösung internationaler Konflikte.» Shiroyama hob hervor, dass die bis anhin als störender Einfluss empfundene Arbeit der «informellen Diplomatie» neu bewertet werden müsse. Bei der Konfliktlösung seien offizielle und private Stellen gleichermaßen gefragt.

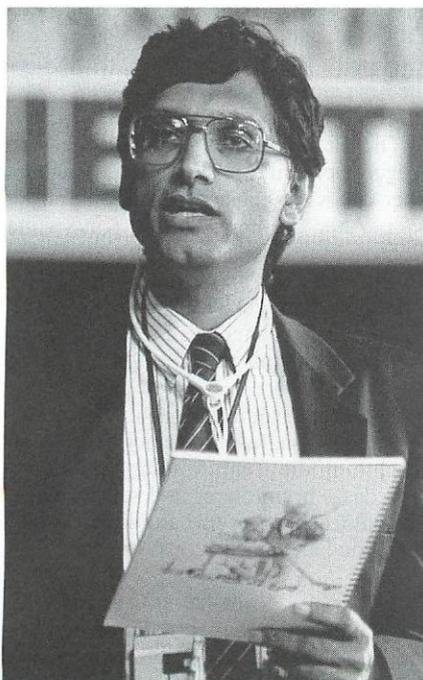
Brian Lightowler, Tokio

Der einzige Kontakt mit einem Weissen, den meine alte Mutter gehabt hatte – abgesehen von einigen Missionaren –, war eine Spezialeinheit der Polizei, die im Quartier Jagd auf afrikanische Dienstmädchen ohne Ausweis zum Betreten der Stadt machten.

Nichtweissen standen verschiedene Verhaltensweisen offen: von aktiver oder passiver Zusammenarbeit mit dem herrschenden System bis zum gewaltsamen politischen Widerstand. Meine Frau und ich wählten den gewaltfreien Widerstand, wie ihn Gandhi propagiert hatte, der sagte, im Freiheitskampf müsse einerseits Gerechtigkeit erlangt und andererseits der Feind bekehrt werden. Das eine ohne das andere sei eine unvollständige Befreiung.

Im «falschen» Stadtteil

1988 hatten meine Frau und ich Gelegenheit, diese Grundsätze zu verwirklichen. Wir zogen von Durban nach Pretoria, wo ich eine Professur an der Universität von Südafrika antrat. Der indische Stadtteil von Pretoria, geplant für 6000 Einwohner, hatte deren 36 000 und eine Warteliste von 13 Jahren. Nach langem Suchen fanden wir ein Haus in einer weissen Vorstadt; die Verkäufer waren bereit, das Risiko einzugehen. Wir hätten



Der Theologe Gerald Pillay

Fortsetzung von Seite 5

das Gesetz umgehen können, indem wir auf dem Papier einen weissen Käufer angeben und uns nachts in unser Haus geschlichen hätten. Diese Demütigung nahmen viele auf sich und machten sich damit zu Gesetzlosen im Land ihrer Geburt. Wir beschlossen, mitten am Tag in unser Haus einzuziehen und die Behörden um eine Niederlassungsbewilligung zu ersuchen.

Gott muss Humor haben, denn ausgerechnet unser Nachbar war Mitglied der rechtsextremen Konservativen Partei. Sogleich brandmarkte er in der lokalen Wahlkampagne unsere Anwesenheit mit dem Slogan: «Weisse Quartiere müssen weiss bleiben.» Es folgte eine achtmonatige Kontroverse, die für unsere Familie nervenaufreibend war. Von einer weissen Geheimorganisation bekamen wir eine Todesdrohung, falls wir nicht innerhalb eines Monats auszögen. Die Stadtregierung wollte sich nicht vor den Wahlen äussern, weil sie einen weissen Gegenschlag befürchtete. Unser Nachbar verlor die Wahl, und kurz danach erhielten wir auf Geheiss des Provinzverwalters unsere Aufenthaltsbewilligung.

Polizeibesuch

In jenen Monaten der Ungewissheit ist auch vieles gereift. Obwohl unsere Anwesenheit einige weisse Nachbarn störte, gab es viele andere: Jedem negativen Leserbrief in der Zeitung entsprachen zehn Leute, die bei uns anklopfen, uns willkommen hiessen, meiner Frau Blumen brachten; eine ältere weisse Frau kam mit einem Laib Brot, den sie für uns gebacken hatte. Dann war da der weisse Sicherheitspolizist, der wegen einer offiziellen Beschwerde kam. Er gab sich als typischer Polizist, sagte aber vertraulich, wie peinlich es ihm sei, gegen uns zu ermitteln. Er sei ein Christ. Die nächsten zwei Stunden verbrachten wir bei Tee-trinken und seelsorgerlichem Gespräch. Schliesslich bat er mich, den Rapport zu schreiben, und er werde unterzeichnen.

Solche und ähnliche Erlebnisse bewahrten mich davor, zornig, verschroben und hasserfüllt zu werden. Wer die Liebe und Anteilnahme gewöhnlicher Menschen erfahren hat, dessen Weltbild bleibt nicht streng schwarz-weiss, sondern er sieht auch die Grautöne. Für die Entdeckung dieser Nuancen in der Gesellschaft und im eigenen Herzen bin ich Gott dankbar.

Gerald Pillay

Die drei dunklen Könige

Er tappte durch die dunkle Vorstadt. Die Häuser standen abgebrochen gegen den Himmel. Der Mond fehlte, und das Pflaster war erschrocken über den späten Schritt. Dann fand er eine alte Planke. Da trat er mit dem Fuss gegen, bis eine Latte morsch aufseufzte und losbrach. Das Holz roch mürbe und süss. Durch die dunkle Vorstadt tappte er zurück. Sterne waren nicht da.

Als er die Tür aufmachte (sie weinte dabei, die Tür), sahen ihm die blassblauen Augen seiner Frau entgegen. Sie kamen aus einem müden Gesicht. Ihr Atem hing weiss im Zimmer, so kalt war es. Er beugte sein knöchiges Knie und brach das Holz. Das Holz seufzte. Dann roch es mürbe und süss ringsum. Er hielt sich ein Stück davon unter die Nase. «Riecht beinahe wie Kuchen», lachte er leise. «Nicht», sagten die Augen der Frau, «nicht lachen. Er schläft.»

Der Mann legte das süsse mürbe Holz in den kleinen Blechofen. Da glomm es auf und warf eine Handvoll warmes Licht durch das Zimmer. Die Frau fiel hell auf ein winziges rundes Gesicht und blieb einen Augenblick. Das Gesicht war erst eine Stunde alt, aber es hatte schon alles, was dazugehört: Ohren, Nase, Mund und Augen. Die Augen mussten gross sein, das konnte man sehen, obgleich sie zu waren. Aber der Mund war offen, und es pustete leise daraus. Nase und Ohren waren rot. «Er lebt», dachte die Mutter. Und das kleine Gesicht schlief.

«Da sind noch Haferflocken», sagte der Mann. «Ja», antwortete die Frau, «das ist gut. Es ist kalt.» Der Mann nahm noch von dem süssen weichen Holz. «Nun hat sie ihr Kind gekriegt und muss frieren», dachte er. Aber er hatte keinen, dem er dafür die Fäuste ins Gesicht schlagen konnte. Als er die Ofentür aufmachte, fiel wieder eine Handvoll Licht über das schlafende Gesicht. Die Frau sagte leise: «Kuck, wie ein Heiligenschein, siehst du?» – «Heiligenschein!» dachte er, und er hatte keinen, dem er die Fäuste ins Gesicht schlagen konnte. Dann waren welche an der Tür. «Wir sahen das Licht», sagten sie, «vom Fenster. Wir wollen uns zehn Minuten hinsetzen.»

«Aber wir haben ein Kind», sagte der Mann zu ihnen. Da sagten sie nichts weiter, aber sie kamen doch ins Zimmer, stiessen Nebel aus den Nasen und hoben die Füsse hoch. Dann fiel das Licht auf sie.

Drei waren es. In drei alten Uniformen. Einer hatte einen Pappkarton, einer einen Sack. Und der dritte hatte keine Hände. «Erfroren», sagte er und hielt die Stümpfe hoch. Dann drehte er dem Mann die Manteltasche hin. Tabak war drin und dünnes Papier. Sie drehten Zigaretten. Aber die Frau sagte: «Nicht, das Kind.»

Da gingen die vier vor die Tür, und ihre Zigaretten waren vier Punkte in der Nacht. Der eine hatte dicke umwickelte Füsse. Er nahm ein Stück Holz aus seinem Sack. «Ein Esel», sagte er, «ich habe sieben Monate daran geschnitzt. Für das Kind.» Das sagte er und gab es dem Mann. «Was ist mit den Füssen?» fragte der Mann. «Wasser», sagte der Eselschnitzer, «vom Hunger.» – «Und der andere, der dritte?» fragte der Mann und befühlte im Dunkeln den Esel. Der dritte zitterte in seiner Uniform: «Oh, nichts», wisperte er, «das sind nur die Nerven. Man hat eben zuviel Angst gehabt.» Dann traten sie die Zigaretten aus und gingen wieder hinein.

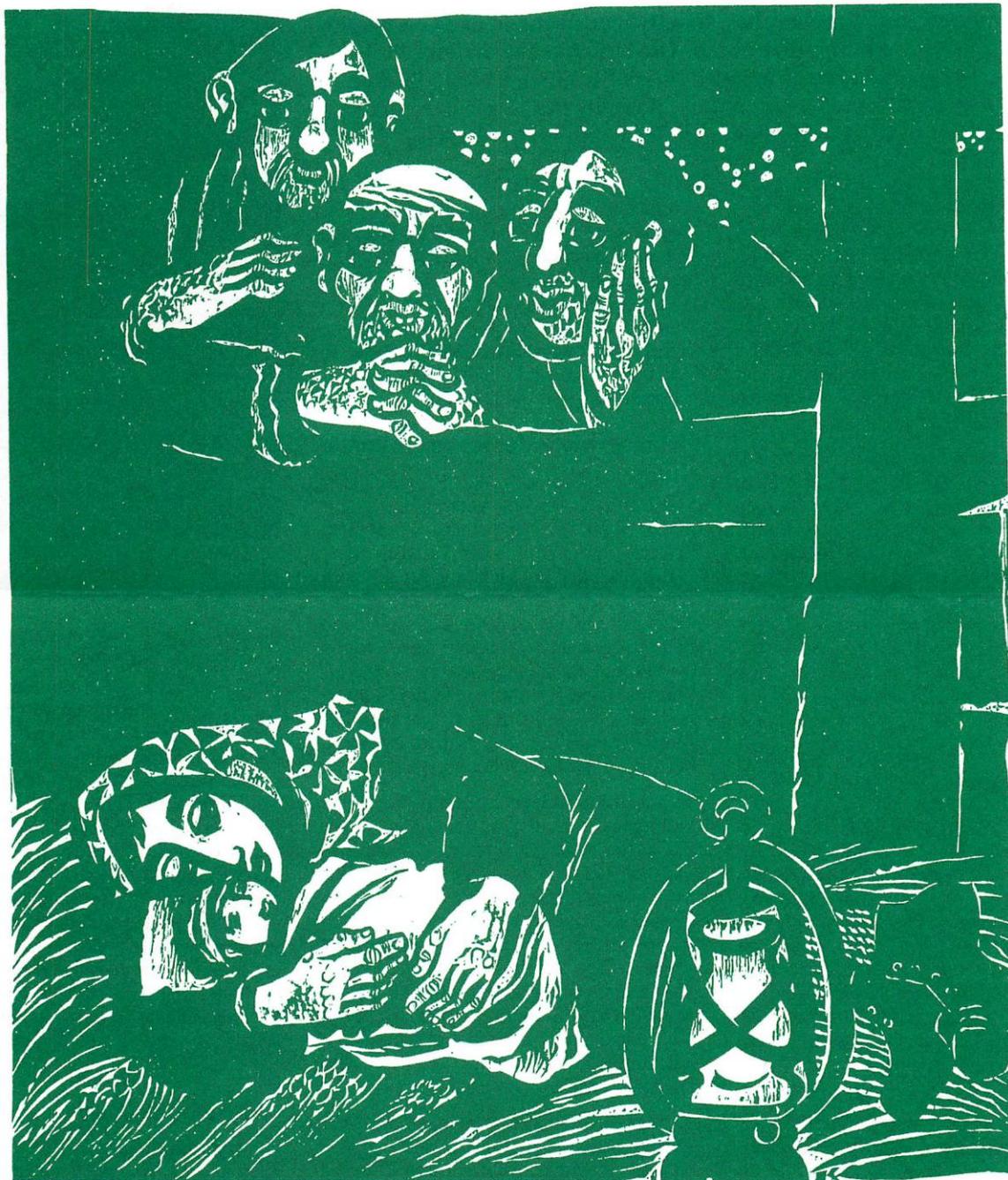
Sie hoben die Füsse hoch und sahen auf das kleine schlafende Gesicht. Der Zitternde nahm aus seinem Pappkarton zwei gelbe Bonbons und sagte dazu: «Für die Frau sind die.»

Die Frau machte die blassen blauen Augen weit auf, als sie die drei Dunklen über das Kind gebeugt sah. Sie fürchtete sich. Aber da stemmte das Kind seine Beine gegen ihre Brust und schrie so kräftig, dass die drei Dunklen die Füsse aufhoben und zur Tür schlichen. Hier nickten sie nochmal, dann stiegen sie in die Nacht hinein.

Der Mann sah ihnen nach. «Sonderbare Heilige», sagte er zu seiner Frau. Dann machte er die Tür zu. «Schöne Heilige sind das», brummte er und sah nach den Haferflocken. Aber er hatte kein Gesicht für seine Fäuste.

«Aber das Kind hat geschrien», flüsterte die Frau, «ganz stark hat es geschrien. Da sind sie gegangen. Kuck mal, wie lebendig es ist», sagte sie stolz. Das Gesicht machte den Mund auf und schrie.

Wolfgang Borchert



Holzschnitt von Heinz Keller

«Weint er?» fragte der Mann.
«Nein, ich glaube, er lacht», antwortete die Frau.

«Beinahe wie Kuchen», sagte der Mann und roch an dem Holz, «wie Kuchen. Ganz süß.»

«Heute ist ja auch Weihnachten», sagte die Frau.

«Ja, Weihnachten», brummte er, und vom Ofen her fiel eine Handvoll Licht auf das kleine schlafende Gesicht.

*aus: Wolfgang Borchert,
Das Gesamtwerk
Rowohlt Verlag, Hamburg 1949*

«Ich bin explosiv und ehrgeizig»

Problemkind, Studienabbrecher, Briefträger, Wehrdienstverweigerer, religiös Tätiger, Kommunenbewohner, Öffentlichkeitsarbeiter: Jacky Minards Lebenslauf ist etwas ungewöhnlich für einen Lokalpolitiker. Und vielleicht auch seine Überzeugung, dass die Probleme der europäischen Städte im geistlichen Unbehagen des Kontinents wurzeln.

Minard hat während der letzten sechs Jahre als stellvertretender Bürgermeister von Roubaix in Nordfrankreich geamtet. Mit städtischen Angelegenheiten bekam er es dank einem einmaligen Experiment zu tun, das dem Vernehmen nach die Stadt vor sozialem Aufruhr verschonte. Das Netz der Basiskomitees, die Minard damals mitgründete, hat die Stadtplaner gezwungen, den Anliegen der ärmsten Einwohner Rechnung zu tragen.

Roubaix weist eine grosse nordafrikanische Gemeinschaft auf – ursprünglich angezogen von der jetzt rückgängigen Textilindustrie –, hohe Arbeitslosigkeit und eine unterprivilegierte Innenstadt. «Unsere Statistiken sind in jedem Bereich die schlimmsten von ganz Frankreich: Armut, Einwanderung, Arbeitslosigkeit, Schulresultate, Gesundheit», bekräftigt Minard. Und doch steht die Stadt, dank den Komitees, im Ruf harmonischen Zusammenlebens.

Als Minard 1985 mit seiner Frau und dem vierjährigen Sohn nach Roubaix kam, beschlossen sie, sich in einem benachteiligten Gebiet niederzulassen. Da er keine Anstellung hatte, konnte die Familie keine staatliche Wohnung beziehen. Die gefundene Unterkunft war kaum ausreichend – wenn die Temperatur unter den Gefrierpunkt sank, froren die Wasserleitungen vollständig ein –, aber die Aufnahme hätte nicht herzlicher sein können, sagt Minard. «Wenn das Wetter kalt wurde, tauchten die Nachbarn mit Eimern voller Wasser bei uns auf.»

Keine zwei Monate vergingen, bis er geholfen hatte, ein Quartierkomitee auf die Beine zu stellen, das die Interessen der 6000 Einwohner verteidigen sollte. Er wurde zum Wortführer und später zum offiziellen Angestellten des Komitees. «Mir gefiel jene Arbeit wirklich: Menschen zu vertreten, die normalerweise kein Mitspracherecht haben», sagt er. «Ich legte ihre Anliegen all den verschiedenen Organisationen vor, die den Menschen eigentlich helfen sollten, aber sie zu guter Letzt meist entmündigen.»

Zu seiner Arbeit gehörte es, gegen ein stärkeres benachbartes Komitee anzukämpfen, das übertrieben hohe städtische

Mittel beanspruchte. Minards gewaltloses Vorgehen war so erfolgreich, dass das gegnerische Komitee ihn schliesslich ebenfalls anstellte. Am Ende führte er einen Verband, der zwölf Quartierkomitees umfasste, die etwa 70 000 Menschen vertraten. Diese *comités de quartier* sind eine Spezialität von Roubaix und haben, so schätzt Minard, viel mit der relativen «Bewohnbarkeit» der Stadt zu tun.

Immer mehr Menschen am Rande

1989 stellte sich der Bürgermeister von Roubaix, Senator André Diligent, zur Wiederwahl. Er bat Minard, zu seinem Team zu stossen, mit der Verantwortung für die soziale Entwicklung der ärmeren Stadtgebiete. Minard versah diesen Posten während zweier Jahre und sagte dann dem Bürgermeister, soziale Entwicklung sei unmöglich, solange so viele Leute arbeitslos seien. Darauf setzte der Bürgermeister eine besondere Arbeitsbeschaffungs-Gruppe ein, der Minard während der folgenden zwei Jahre vorstand.

Minard legt Gewicht darauf, die Dinge vielmehr zusammen mit Menschen als für sie zu tun. «Wir versuchten, so viele wie möglich verantwortlich zu machen. Wir haben erlebt, dass Alkoholiker ihre Würde und Lebenslust wiederfanden, einfach indem sie fürs Strassenwischen bezahlt wurden. Wir überliessen jungen Leuten die Verantwortung für den Betrieb der Jugendzentren. Seither ist keines davon mehr angezündet worden – obschon noch gelegentlich Vandalismus und Diebstahl vorkommen.»

Trotz aller Anstrengungen ist indes die Arbeitslosigkeit in Roubaix so hoch wie eh und je. Minard führt dies als Beweis an, dass es sich nicht nur um ein wirtschaftliches, sondern auch um ein soziales Problem handelt. «Die Menschen haben die Fähigkeit verloren, etwas zu schaffen», sagt er. «Viele Kinder haben keinen Vater zu Hause, keine Liebe, keine Sicherheit – und diese Situation erzeugt Verzweiflung, Kriminalität, kritische Wirtschaftslage und Arbeitslosigkeit.»

Die Probleme von Roubaix widerspiegeln für ihn jene Frankreichs. «Mehr und mehr Menschen werden an den Rand ge-



Der Sozialarbeiter Jacky Minard

drängt», sagt er. «Heute haben wir Gesetze, die jedem Bürger das Recht auf Unterkunft, ein Mindesteinkommen und medizinische Versorgung garantieren – doch wir hatten noch nie so viele Menschen, die in den Strassen leben. Menschen verpassen ihre Vorteile, weil sie den nötigen Verfahrensweg nicht einschlagen. Deshalb herrschen Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit.» Diese Verzweiflung, meint er, ist auf den Zusammenbruch geistig-geistlicher Werte zurückzuführen. «Viele Menschen sind beziehungsunfähig geworden. Dieser Notlage begegnet man auf allen gesellschaftlichen Ebenen, nicht nur unter den Armen.» Die soziale Struktur des Landes müsse wieder neu geschaffen werden, angefangen mit der Familie.

Wege und Umwege

Minards Analyse wurzelt in seinem Glauben. Er wuchs in einer liebevollen Familie auf, wo Glauben und Dienen zur Tradition gehörten, aber er fühlte sich immer als Aussenseiter, «voll unerwarteter Reaktionen». Er war ein schlechter Schüler und bat schliesslich mit 17 seine Eltern, ihn auf eine Internatsschule zu schicken. Dort fand Minard mit der Hilfe seiner Klavierlehrerin und ihres Mannes zum Glauben.

Das Erlebnis trieb ihn an, zum erstenmal auf andere zuzugehen. «Ich beschloss, mir einen Beruf zu suchen, der



nicht viel Zeit erforderte und mir eine Menge Geld einbringen würde, damit ich viel Zeit für Gottes Arbeit hätte», sagt er. Er ging an die Universität Mühlhausen, verbrachte aber so viel Zeit damit, eine christliche Studentengruppe zu gründen und zu leiten, dass er seine Studien aufgeben musste. Er liess sich als Briefträger anstellen, was wohl seinem Wunsch nach Freizeit, nicht aber nach Bezahlung entsprach. Seither ist er nie mehr einer Ganztagsbeschäftigung nachgegangen.

Von Anfang an war sich Minard über die gesellschaftlichen Konsequenzen seines Glaubens im klaren. «Jesus war ein Praktiker: Wer friert, muss bekleidet, wer im Gefängnis ist, muss besucht werden.» Diese Überzeugungen trieben ihn anfangs der siebziger Jahre zur Friedensbewegung. Er verweigerte den Militärdienst und entging der Gefängnisstrafe nur dank einem wohlgesinnten Psychiater, der ihn als dienstuntauglich erklärte. Als er seiner Mutter am Telefon die gute Nachricht meldete, bestand sie darauf, dass er die nächsten zwei Jahre vollzeitlich für Gott einsetzen solle.

Minard fühlte, es sei ihm «auferlegt», den jungen Franzosen zu helfen, die auf ihrer Suche nach Erleuchtung die Hippie-Route nach Indien einschlugen und «eine Art Hölle» von Drogen und Krankheit entdeckten. Seine nächste Kollegin in der Studentengruppe riet ihm, etwas nüchterner, sich in christlicher Arbeit ausbilden

zu lassen. Schliesslich bat er sie, ihn zu heiraten und das eine wie das andere zu tun. Sie verbrachten ein Ausbildungsjahr in der Schweiz und machten sich dann auf den Weg nach Indien in einem schrottreifen alten Auto. Ein ungewöhnlicher Start in die Ehe, gibt er zu, doch der beste. «Wir entwarfen unser Leben zu zweit während des Trainings. Wir sind sehr verschieden. Sie ist zurückhaltend; ich bin explosiv und ehrgeizig. Aber beide wollten wir Gott und unsern Nächsten dienen.»

Ausdauer trotz Rückschlägen

1977 kehrten sie nach Frankreich zurück und bildeten eine «offene Gemeinschaft» in einer ländlichen Gegend. Sie teilten ein Haus mit acht anderen («im Verzicht auf ein Leben mit Lohn und Komfort») und öffneten ihre Türen für Drogenabhängige und Menschen mit sonstigen Schwierigkeiten, die ihr Leben in einer neuen Umgebung wiederaufbauen wollten.

Die Gemeinschaft erwies sich als ideal für ihre kurzfristigen Besucher, aber zu anstrengend für die meisten ständigen Bewohner. Als die Familie Minard 1985 weiterzog, war die Gemeinschaft auf sie selbst und eine alleinstehende Person zusammengeschrumpft. Wie dem auch sei, Minard lässt sich seine Begeisterung nicht nehmen. «Für uns war es ideal», meint er. «Gemeinsames Leben schafft die Probleme nicht, es bringt sie einfach an den Tag.»

Im Juni dieses Jahres trat Diligent als Bürgermeister von Roubaix zurück, und der Kandidat, den Minard unterstützte, wurde nicht gewählt. Er hat sich vom nichtgewählten Kandidaten, der Roubaix im französischen Parlament vertritt, als Assistent anstellen lassen. Er erhofft sich dadurch eine Gelegenheit, Einfluss auf die nationale Politik zu nehmen, während er weiter auf lokaler Ebene arbeitet. Nach zehn Jahren mit Schwergewicht auf Sozialpolitik beschäftigt ihn heute vorrangig, wie die geistlichen Grundlagen der französischen Gesellschaft wiederhergestellt werden können. Eine riesige Aufgabe, gibt er zu. «Es wird mehrere Generationen dauern, bis die Dinge sich wirklich ändern und der Geist der Menschlichkeit sich wieder in unsern Städten ausbreitet.» Doch grosse Aufgaben haben Jacky Minard noch nie abgeschreckt.

Mary Lean

Nach der jüngsten Ankündigung, dass die ostdeutschen Gemeinden der deutschen Bundesregierung 8 Milliarden DM für Bauten schulden, die während der DDR-Zeit mit öffentlichen Mitteln errichtet wurden, war vielerorts zu hören, dass die vor fünf Jahren erlangte Gemeindeautonomie durch diese Forderung in Frage gestellt werden könnte. Dies beeinflusst die «politische Grosswetterlage». Auf der Ebene von Mensch zu Mensch besuchten Heinz und Gisela Krieg aus Berlin kürzlich Bekannte in der Thüringer Gemeinde Thalbürgel.

«Merkwürdig», sagte eine Ärztin aus Asien vor einigen Jahren an einer internationalen Tagung, «die Europäer sind so ungeduldig. Sie kommen mir vor wie jemand, der etwas gepflanzt hat und es andauernd aus der Erde zieht, um nachzusehen, ob sich die Wurzeln entwickeln.» An diese Äusserung muss ich denken, wenn wir fortwährend untersuchen, wie das Zusammenwachsen der Deutschen sich entwickelt. So waren wir sofort bereit, am Wochenende vom 27.–29. Oktober 1995 nach Thalbürgel unweit Jena zu fahren, um einige der Freunde wiederzutreffen, mit denen wir dort vor fünf Jahren zusammen gewesen waren.

Die Landschaft Thüringens – unverändert lieblich in ihren herbstlichen Farben. Die Ölmühle, früher Erholungsheim der Betriebsangehörigen vom Gas-Verbund, heute renoviert, nennt sich Kommunikationszentrum und dient der Fortbildung.

Es ist möglich, dass das gemeinsame Erlebnis des Fernsehfilms «Nikolaikirche», einer Schilderung um die Montagsdemonstrationen in Leipzig 1989, diesem Gedankenaustausch gleich am Freitagabend die richtige Perspektive gab. Einige Teilnehmer waren damals mit dabei gewesen, und wir alle waren tief bewegt.

So konnten wir am nächsten Tag – nachdem jeder in einem kurzen Beitrag die Entwicklung der letzten Jahre geschildert hatte – die Gegenwart und die Zukunft ins Auge fassen. Wichtig waren ermutigende Berichte: z.B. jener von Bettina Schröter aus Dermbach, damals arbeitslos, die heute für eine Sozialstation mit 15 Mitarbeitern verantwortlich ist und den Aufbau dieser Arbeit beschrieb. Johannes Wellmann aus Böhlen, durch einen Artikel «Ethik und Wirtschaft» auf Caux aufmerksam gemacht und dort an einer Tagung gewesen, schilderte, wie er im Glauben und Vertrauen, ohne vorherige Finanzierungszusage, eine Obdachloseninitiative ins Leben gerufen hat. Als besonders hilfreich waren auch Besuche in Altenburg, Lüptitz und Erfurt empfunden worden. Die Teilnahme zweier französischer Freunde liess uns nicht vergessen, dass unser Land in Europa eingebettet bleiben muss und wir die deutsch-französische Freundschaft in den veränderten Verhältnissen sorgfältig pflegen sollen.

Gisela Krieg

USA: Rassenfrage erneut Hauptthema

Pittsburgh, Ende Oktober

Es ist eine besondere und wichtige Erfahrung, gerade jetzt die USA zu besuchen. Das Land befindet sich an einem Kreuzweg. Der Freispruch im Gerichtsfall O. J. Simpson und der von Louis Farrakhan einberufene Ein-Millionen-Marsch haben die Spaltungen im Lande neu aufgerissen und die schwelende Unruhe ins Bewusstsein aller gebracht. Seit der grossen Bürgerrechtsbewegung in den 60er Jahren und den Krawallen in Los Angeles 1992 ist die Rassenfrage wieder zum Hauptthema geworden. Ich erlebe hier, wie diese Wunde, die verheilt schien, neu aufgebrochen ist. Die grosse Frage ist, wer eine heilende Antwort geben und wie der institutionalisierte Rassismus überwunden werden kann.

Der Ausländerbeauftragte der Stadt Mannheim, Helmut Schmitt, und ich verbringen zwei Wochen in den Vereinigten Staaten, um dieser Frage nachzugehen. Bei vielen Gesprächen mit schwarzen und weissen Amerikanern, unter anderem Jesse Jackson Jr., der am Anfang einer politischen Karriere steht, wird uns deutlich, wie tief der Graben zwischen den Rassen ist.

Es scheint, dass der *Aufruf zur Gemeinschaft*, den eine Koalition von Gruppen aus 14 amerikanischen Städten am 20. Oktober in Chicago erliess, genau zum richtigen Zeitpunkt kommt. Bei dem in den Medien verbreiteten Aufruf geht es um Rasse, Versöhnung und Verantwortung (siehe untenstehender Text). In der *Washington Post* vom 23. Oktober analysiert William Raspberry den Aufruf im Licht der

jüngsten Ereignisse in den USA. Dabei macht er deutlich, dass man in letzter Zeit dem lauten, sensationellen Geschehen viel Aufmerksamkeit widmet, aber die «leiseren, weisen Botschaften», die im Hintergrund erklingen, zu wenig beachtet. Den *Aufruf zur Gemeinschaft* sieht er als ein solches Signal, welches das Land gerade braucht.

Die Koalition *Hoffnung in den Städten*, die den Aufruf veröffentlicht hat, wird sich in den kommenden Monaten intensiv mit dem Thema der Rassenbeziehungen beschäftigen. Sicher wird noch mehr über ihren Aufruf zu hören sein und darüber, wie sich eine wachsende Zahl von Amerikanern bemüht, den Traum ihrer Gründerväter von Freiheit und Gleichberechtigung in die Tat umzusetzen.

Thomas Bräckle

Ein Aufruf zur Gemeinschaft

Unter diesem Titel wurde am 20. Oktober anlässlich einer nationalen Versammlung in Chicago ein Arbeitsdokument vorgestellt und lanciert. Hier folgen Auszüge aus diesem Aufruf.

Ein ehrliches Gespräch über Rasse, Versöhnung und Verantwortung

Gegen Ende des 20. Jahrhunderts sind alle Gesellschaften vor die vergiftete Rassenfrage gestellt. Sie bildet den Kern der Krisen in den amerikanischen Städten. *Hoffnung in den Städten* ist eine Rassen und Konfessionen überschreitende Koalition von Personen in der Verwaltung, der Erziehung, den Medien, den Kirchen und den Bürgerinitiativen. Ihr Ziel ist es, durch ein ehrliches Gespräch über Rasse,

Versöhnung und Verantwortung einen Heilungsprozess einzuleiten.

Im Juni 1993 veranstalteten *Hoffnung in den Städten* und die Behörden von Richmond (Virginia) eine nationale Konferenz zum Thema: «Amerika im Innersten heilen». Schwarze und weisse Bewohner aus der Innenstadt und den Vororten der einstigen Hauptstadt der Südstaaten trafen sich zu einem noch nie dagewesenen Rundgang entlang den Schauplätzen der rassistisch geprägten Geschichte der Stadt, um sich zu diesen Ereignissen zu bekennen. Zum ersten Mal wurde das Hafenbecken *Manchester Docks* als der Ankunftsort der Sklavenschiffe gekennzeichnet, welche die Afrikaner in die Neue Welt gebracht hatten. Die tausend Teilnehmer jener Tagung kamen aus fünfzig städtischen Agglomerationen der USA und zwanzig andern Ländern.

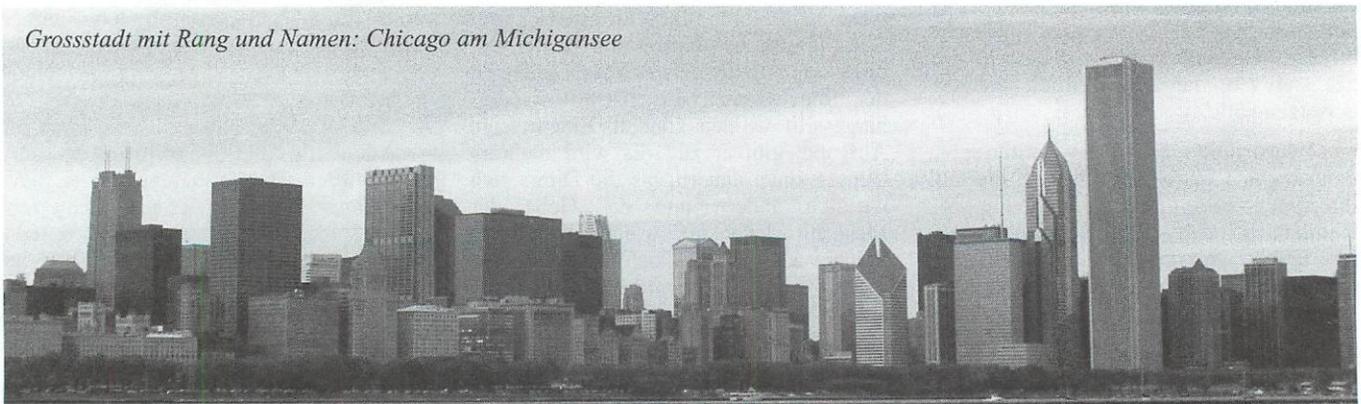
Dieser symbolträchtige «Gang durch die Geschichte» veranlasste verschiedene

Gruppen an der West- und Ostküste, in schöpferischer Weise auf Vertrauen gegründete Partnerschaften aufzubauen und ehrliche Gespräche über den Einfluss der Rassenfrage auf den sozialen, wirtschaftlichen und geistigen Zustand ihrer Städte zu führen. Der *Aufruf zur Gemeinschaft* entspringt ihren laufend gesammelten Erfahrungen.

Dieser Aufruf soll ein Arbeitsdokument sein. In seiner endgültigen Fassung soll er später von Vertretern eines breiten Meinungsspektrums aus Politik, Wirtschaft, den Kirchen, der Kunst, von Universitäten und Vereinen an das amerikanische Volk herangetragen werden. Ziel ist es, dass sich die Amerikaner um eine Vision von Gemeinschaft sammeln, die über all unsere Spaltungen hinausgeht.

Weiter gibt der Aufruf *Anhaltspunkte im Zusammenhang mit dem notwendigen Wandel und schlägt sieben Schritte zum Bau von Partnerschaft und Verantwortlichkeit vor.*

Grossstadt mit Rang und Namen: Chicago am Michigansee



Ein Volk von schlechten Zuhörern

In seinem Artikel in der *Washington Post* vom 23. Oktober 1995 nimmt William Raspberry Bezug auf die Berichte im Zusammenhang mit O. J. Simpsons Freispruch und dem von Louis Farrakhan einberufenen Marsch nach Washington.

Was Präsident Clinton zur selben Zeit in Texas gesagt habe, sei jedoch wesentlich weniger zur Kenntnis genommen worden. Clinton habe einige der geschichtlichen Gründe aufgezeigt, aus denen die anhaltende Spaltung Amerikas hervorgehe, und wörtlich gesagt: «Einiges wurzelt in der Tatsache, dass wir immer noch nicht gelernt haben, aufrichtig miteinander zu sprechen, sorgfältig zuzuhören und Zusammenarbeit über die Rassenschranken hinweg zu suchen.» Der Autor greift Clintons Gedanken auf und fährt fort: «Schlimmer noch: Unsere Unfähigkeit, miteinander zu sprechen und einander zuzuhören, ist fast vorsätzlich, als ob wir jene gar nicht verstehen wollten, die mit uns nicht einverstanden sind.»

Weiter nimmt Raspberry auf die sogenannte Millionenversammlung in Washington Bezug: «Ich verbrachte eine Woche in Gesprächen mit Dutzenden jüdischer Leserinnen und Leser, die ob meiner Weigerung enttäuscht waren, die Versammlung deshalb zu verurteilen, weil sie von Farrakhan angeführt wurde. (Dieser hatte antijüdische Erklärungen abgegeben, *die Red.*) Meinerseits war ich enttäuscht über das Publikum, das der Freude und Hoffnung nicht gewahr werden wollte, welche diese Veranstaltung verbreitet hatte. Ich bin daran zu lernen, Frustration und Ärger aus meiner Stimme zu verbannen und mich zu bemühen, auf andere zu horchen und von ihnen verstanden zu werden. Dies bedeutet recht harte, aber, wie Clinton uns ermahnte, notwendige Arbeit.»

Anschliessend schreibt der Autor über den in Chicago erlassenen *Aufruf zur Gemeinschaft* und zitiert daraus einige Kerngedanken. Rasperrys Artikel schliesst mit den Worten: «All dies müssen wir tun, nicht als einfältigen Versuch, unsere Politik zu verharmlosen, sondern im Erkennen der Krise, die uns drohend vor Augen steht. Wir müssen endlich beginnen, unsere Gesellschaft in eine Gemeinschaft umzuwandeln, und zwar rasch, wenn wir nicht weiter selbstgerecht und gleichgültig dem Chaos entgegenschlittern wollen.»

Frieden stiften in Peking

Der Tienanmen-Platz in Peking



Zu siebten nahmen wir auf der vierten UNO-Weltfrauenkonferenz in Peking an den Seminaren für Nichtstaatliche Organisationen teil. Als Vertreterinnen der MRA und ihrer seit einigen Jahren laufenden Fraueninitiative Frieden stiften kamen wir aus Indien, Australien, Nigeria, Simbabwe, Kanada und Taiwan angereist.

Friede war ein Hauptanliegen der meisten Teilnehmerinnen, von denen viele bemerkten, dass unser Ansatz des Friedensstiftens, der eine Änderung unserer Motive und unseres Verhaltens voraussetzt, sehr notwendig sei. Zwei aus unserer Gruppe waren denn auch aktiv an den beiden Arbeitsgruppen *Frieden und Werte für das 21. Jahrhundert* beteiligt, deren Ergebnisse in die Abschlussdokumente der Konferenz einbezogen wurden.

Der praktische Ablauf der Konferenz war bestens organisiert. Jeden Tag um 07.30 Uhr stiegen wir in Busse, die uns in einer Fahrtstunde von Peking nach Huairou brachten, dem Tagungsort für die Nichtstaatlichen Organisationen. Stellen Sie sich vor, dass dort nicht nur Hotels und Schulgebäude für unsere Zwecke belegt waren, sondern etwa zwei Dutzend grosse Zelte sowie Hunderte von Ständen

inmitten eines grossen Sportfeldes errichtet worden waren! Trotz Dauerregen hatten wir an unserem Stand laufend Besuch von Teilnehmerinnen aus aller Welt.

Unser Seminar *Wegbereiterinnen des Friedens* wurde von über sechzig Personen belegt. Wir boten Theater, Gesang, indischen Tanz und Diskussionen an, sowie die Fallstudie der Verständigungsarbeit in Bombay zwischen Hindus und Muslimen (siehe u. a. C. I. Nr. 5-6/93). Eine Frau sprach darüber, dass ihre Ehe seit ihrem letztjährigen Besuch in Caux wieder auf festem Grund stehe.

Eine Lesung von Nancy Hore-Ruthvens Schauspiel *Zwei Frauen* bewegte das Publikum zutiefst. Eine kanadische Lehrerin will das Stück in ihren Unterrichtsstoff einbeziehen. Die klassische indische Tänzerin Vijayalakshmi illustrierte das Horchen auf die innere Stimme. Während ihres Tanzes hielt die Aktivität im japanischen Stand neben uns inne, und alle dort Anwesenden schauten ebenfalls zu; danach ergaben sich persönliche Gespräche. Eine Syrierin kam ein zweites Mal und brachte eine Sudanerin mit, damit diese ebenfalls unsern Beitrag hören konnte. Die *Fraueninitiative* wurde aufgefordert, an Schulungen für Konfliktlösung in den Grenzgebieten von Kenia, Tansania, Burundi und Ruanda teilzunehmen.

Joy Newman, Kanada

Glaube als Weg und Auftrag

Als ich Wladimir Zelinski 1990 zum ersten Mal begegnete – ein Jahr nach dem Fall der Mauer, in der Ära Gorbatschow – hörte ich ihn auf einer internationalen Tagung sagen: «Wir Sowjetbürger sind für das Schicksal unzähliger Völker mitverantwortlich: der Libanesen, der Polen, der Litauer, der Tschechen, der Afghanen... Wir müssen den Mut zur Reue finden. Es ist falsch, ein freies und ein unterdrücktes Russland auseinanderhalten zu wollen; die beiden sind in uns unweigerlich miteinander verflochten.»

Woher stammt diese erstaunlich demütige Einstellung, dieser Geist der Reue in einem Bürger jenes Staates, vor dem die Welt noch gestern erzitterte? An einer Tagung in Caux konnten wir den russischen Philosophen und Journalisten darüber näher befragen.

Was hat Sie zu jener Aussage bewegt?

W.Z.: Der innere Weg dahin war lang; gleichzeitig ist es für die russische Intelligenzia üblich geworden, unser Land mit einer gewissen Scham betrachten zu müssen. Die Lage verändert sich ständig, ebenso die Gründe, sich zu schämen. Auf jeden Fall tragen wir in der jetzigen Situation eine noch grössere Verantwortung. Denn sehen Sie, die Welt ist voller verschwommener Gewalt. Wir werden mit einer Abneigung gegen Gewalt geboren. Das habe ich persönlich schon immer so empfunden, vor allem gegenüber den Versuchen, die Gewaltausübung zu rechtfertigen. Je tiefer dieser Versuch der Rechtfertigung geht, um so illegaler ist sie im geistigen Sinn, um so mehr wehrt sich der Geist gegen diese Gewalt. Wenn diese Gewalt sich dazu noch unter einem gewissen religiösen Deckmantel versteckt, ist sie um so widerlicher. Jedesmal, wenn im Fernsehen ein bosnisches Kind gezeigt wird, das durch Gewalt ums Leben gekommen ist, fühle ich mich nicht nur persönlich verletzt, sondern auch mitschul-

dig, weil Mitglieder meiner Kirche damit zu tun haben. Auch in Tschetschenien zerstört unser frei gewordener, teilweise demokratischer Staat seine eigene Bevölkerung – etwa so, wie es sich Stalin seinerzeit leisten konnte. Stalin hat jene Bevölkerung zur Umsiedlung gezwungen, heute bringt Russland sie tatsächlich um.

Stammen Ihre christlichen Überzeugungen aus Ihrer Jugendzeit?

Nein, keineswegs. Wie die meisten meiner russischen Zeitgenossen wurde ich als Atheist erzogen. Mit 29 Jahren habe ich mich zum Christentum bekehrt, das mir ein tieferes Verständnis für die Zusammenhänge, für meine eigene Verantwortung geschenkt und mir gezeigt hat, wie sehr wir mit allem, was auf dieser Erde geschieht, vernetzt sind.

Wie kam es überhaupt zu Ihrer Bekehrung? Sicher war das im sowjetischen Russland nicht einfach.

Im Gegenteil: in der Lage, in der wir uns damals befanden, war es absolut selbstverständlich. Wir hatten die höchst negativen Auswirkungen der Kraft erlebt,

die Gott – oder sagen wir einmal das Geheimnis des Lebens – zerstören wollte; der Geist des Menschen wehrt sich, protestiert spontan gegen eine Welt, in der Gott nicht existieren sollte. So betrachte ich es als Vorrecht, in einer Gesellschaft gelebt zu haben, in der die Frage nach Gott gar nicht aufkam. Man leidet sehr schnell irgendwie unter Atemnot, wenn die Frage nach Gott physisch und geistig verneint wird. So entdeckten wir Gott, wie man frische Luft, das Schöne, die Wahrheit, die geheimnisvolle Welt in und um uns herum entdeckt.

Was ist damals genau in Ihnen vorgegangen?

Es hat Jahre gedauert, bis ich mir meiner eigenen inneren Revolte bewusst wurde, aber ich möchte nicht mit meiner eigenen Bekehrung Propaganda machen. Sagen wir bloss, dass es eine ganz einfache Erfahrung war für mich, weil ich nach jahrelangem spontanem Suchen in einem Augenblick das Licht entdecken konnte.

Wie reagierte Ihre Familie darauf?

Meine Frau hat einen ähnlichen inneren Weg zurückgelegt. Meine Eltern nahmen es nicht an. Sie lebten leider immer noch in jener utopischen Welt, auch wenn diese schon alt und abgenützt war. Das ist die grosse Tragödie der Generation meiner Eltern: dass sie ihre Seele jenem Mythos verschrieben hatten, der zwar alle menschlichen und geistigen Kräfte beanspruchte, aber nirgends hinführte.

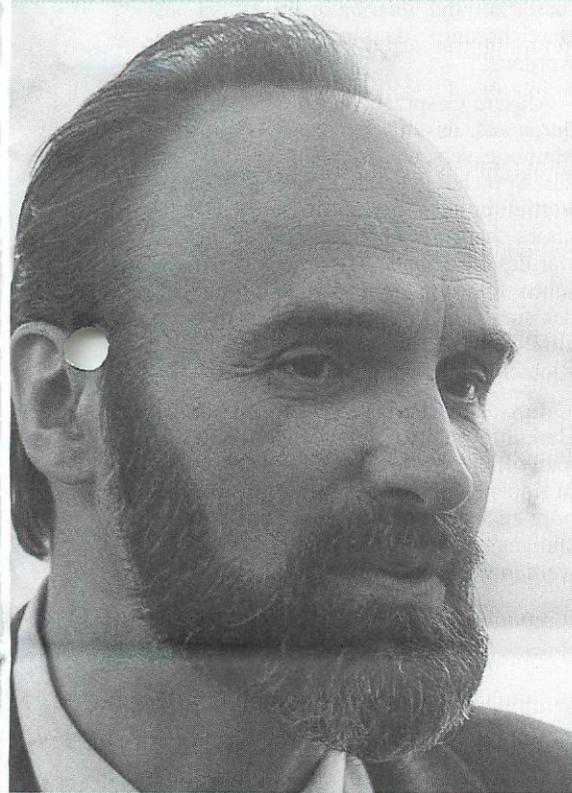
Mussten Sie Ihren neugefundenen Glauben geheimhalten?

Die grösste Versuchung war, ein Auseinanderbrechen zu provozieren, indem man sich sozusagen dem Lager der Reinen und Gerechten anschloss. Meine Karriere innerhalb des kommunistischen akademischen Systems musste ich jedoch aufgeben, weil es mir nicht mehr möglich war, irgend etwas zu tun, das mit meinem Glauben im Widerspruch stand. Im Bereich der Philosophie, wo ich arbeitete, verlangte man dauernd von uns, gewisse Kompromisse einzugehen oder falsche Leitbilder zu erstellen. Diese «Zähmung» meines Glaubens habe ich mit dreissig definitiv abgelehnt. So musste ich mich seither mit recht einfachen Lebensbedingungen zufriedengeben. Zum Beispiel hatte ich als Thema meiner Doktorarbeit die Philosophie der deutschen Existentialisten gewählt, die ziemlich weit von der offiziellen Philosophie des Staates entfernt war. Und sogar ein solches Thema hätte man im



Die Familie Zelinski (1991)

Ein Interview mit dem russischen Philosophen Wladimir Zelinski



Wladimir Zelinski

Licht der marxistischen Kritik darstellen müssen, aber ich wollte dieses Spiel nicht mehr mitmachen.

Machten einige Ihrer Zeitgenossen einen ähnlichen Prozess durch, oder standen Sie mit Ihren neuen Ansichten eher allein da?

Fast alle meine Freunde sind in eine atheistische Familie hineingeboren und später wie ich orthodox geworden. Ich war also kein Einzelfall. Natürlich hat aber jeder seine eigene Geschichte; diese Geschichten laufen eigentlich parallel.

Dies erklärt also zum Teil die explosionsartige Verbreitung des Glaubens in den 90er Jahren in Russland.

Ja, es ist ähnlich wie im 4. Jahrhundert; als es nicht mehr gefährlich war, sich zum Glauben zu bekennen, verbreitete sich dieser rasch. Oft ist es aber nicht unbedingt der Glaube an sich, sondern eher eine Art Religiosität. Diese Gefahr besteht auch heute. Eigentlich ziehe ich den Atheismus, das heisst den aufrichtigen Unglauben, dieser Scheinreligiosität vor, die oft ein persönliches oder nationales Interesse versteckt. Was ich geradezu verabscheue, ist die religiöse Ideologie, das heisst ein

hermetisch abgeschlossenes System, mit der Wahrheit als Banner, das heisst mit «meiner» Wahrheit, die alle andern ausschalten, ja vernichten soll. Es beginnt auf der geistigen Ebene, und dann...

Besteht diese Gefahr tatsächlich heute in Russland?

Es ist eine wachsende Gefahr. Hier möchte ich etwas anfügen, was für mich sehr wichtig ist: Caux und die Moralische Aufrüstung haben meinem orthodoxen Glauben viel gegeben. Ich bin für die dort verbrachten Tage sehr dankbar, denn ich habe dort entdeckt, dass treue Nachfolge Christi bedeutet, sich ändern und ihrem Schicksal gegenüber zu öffnen – mehr noch, sich für sie einzusetzen. Dies erscheint mir heute als Kennzeichen christlicher Liebe. In Caux entdeckte ich das menschliche Antlitz der Liebe, die sich in den Beziehungen der Menschen untereinander offenbart, ohne besondere Ideologie, ohne jeglichen Druck und ohne Predigten, die einen drängen, den Nächsten zu lieben. So entsteht in Caux eine einzigartige Gemeinschaft, in der diese Liebe sichtbar wird. Unsere Beziehung zu den Mitmenschen und unser Ausdruck des Geheimnisses des Kreuzes sind wichtiger als unsere Ansichten.

Während zwanzig Jahren haben Sie also den Kompromiss verweigert. Wie hat sich das auf Ihr tägliches Leben ausgewirkt?

Wenn man die Verantwortung für eine Familie trägt, ist das manchmal ziemlich hart. Es gab Hausdurchsuchungen, wir haben Drohungen erhalten, aber daran möchte ich nicht mehr denken, denn andere haben weit Schwereres erdulden müssen, haben Jahrzehnte im Lager verbracht. Aber es war nicht einfach, seinen Glauben zu leben, seinen Überzeugungen treu zu bleiben, die grössten Gefahren zu meiden und gleichzeitig die Familie durchzubringen. Verweigerte man dem System die Treue, konnte man sich in den reinen Wissenschaften eine kleine sichere Nische einrichten, aber auf meinem Arbeitsgebiet war dies unmöglich. Christliche Kultur durfte nicht existieren. Es wurde atheistisch gedacht, und das war «die» Denkensart. Dem christlichen Glauben wurde jegliches Denken abgesprochen, ja er durfte nicht denken, da er vom Staat, der Verfassung, vom kommunistischen System aus als Aberglaube galt, der die religiösen Bedürfnisse beantworten sollte, die ähnlich wie die einfachsten natürlichen Bedürfnisse des Menschen eingestuft wurden.

Wie ist es Ihnen unter diesen Umständen gelungen, sich Ihren Lebensunterhalt zu verdienen?

Ich arbeitete als einfacher wissenschaftlicher Funktionär an der Übersetzung philosophischer und sogar religiöser Texte für Beamte, die über all das informiert sein wollten, was den andern zu lesen verboten war! Es wurde zu einer Art Spiel: Offiziell sollten die hohen Tiere unter den Ideologen in allen Gebieten auf dem laufenden sein, aber in der Tat lasen sie natürlich gar nichts. Ich schrieb auch Artikel und Bücher, die ich erst viel später veröffentlichen konnte. Immerhin ist es mir gelungen, in der schwierigsten Zeit, das heisst damals zwischen Breschnew und Gorbatschow, als das Regime in seinen letzten Zügen lag, ein Buch zu veröffentlichen.

Erst dann war es Ihnen also möglich, ins Ausland zu gelangen?

Erst ab 1988 konnte ich nach Frankreich und Italien reisen. Dank meiner vorherigen kritischen Lage, die man als «dissident» bezeichnen kann, erwiesen sich meine früher gefährlichen Kontakte als höchst hilfreich. Ich wurde Korrespondent für die Zeitung *Ouest-France* und schrieb für die katholischen Zeitschriften *La Croix* und *La France catholique*. Später wurde eines meiner kleinen Bücher veröffentlicht.

War Westeuropa ein Schock, oder haben Sie ungefähr das vorgefunden, was Sie erwartet hatten?

(Lacht) Ich habe in der Tat vorgefunden, was ich erwartet hatte. Was mir positiv auffiel, war das menschliche Gesicht des täglichen gesellschaftlichen Lebens hier im Westen.

1992 erhielt ich ein Angebot, an der Universität Brescia russische Sprache und Literatur zu unterrichten. Heute halte ich an einem weiteren Institut Vorlesungen über orthodoxe Theologie, was mich ungleich mehr interessiert. Dazu habe ich eine ganze Anzahl anderer Aufgaben entdeckt, die mir wichtig scheinen, zum Beispiel den Einsatz für das Hilfswerk *Wissenschaft und Nächstenliebe*, dem ich vorstehe, welches leukämie- und nierenkranke Kinder und ebenfalls Waisen unterstützt. Die Organisation wurde in Moskau gegründet, und wir unterstützen sie vom Westen aus. Dieser permanente lebensrettende Zusammenarbeit hat schon mehreren Kindern geholfen, die sonst Opfer der Übergangsphase in Russland geworden wären. ▶

Übergangsphase?

Ja, das kommunistische System ist zusammengebrochen, übrigens das erfreulichste Erlebnis seit meiner Taufe. Ich hatte nicht erwartet, dies noch zu erleben: Freiheit für Russland. Gleichzeitig muss ich feststellen, dass dieser Zusammenbruch für Millionen Mitbürger zur Tragödie geworden ist. Ich fühle mich gewissermaßen verantwortlich für diese Freiheit, die ich mir so sehr gewünscht hatte, die heute aber auch ein hässliches, entstelltes Gesicht hat. Ich konnte also nicht umhin, den ersten Opfern dieses Zusammenbruchs zu helfen. Dieser Einsatz zur Rettung von Leben ist meine Berufung geworden.

Wie genau funktioniert denn dieses Hilfsprogramm?

Man hatte uns gesagt: «Wenn ein Kind mit einer diagnostizierten Leukämie, einer sehr komplizierten Infektion also, eingeliefert wird, benötigt es innerhalb von drei Tagen ein bestimmtes Medikament, sonst stirbt es.» Ich knüpfte Kontakte, finde finanzielle Unterstützung von Menschen, die ihr Herz öffnen – immer wieder neue Menschen, da niemand eine unerschöpfliche Hilfsquelle sein kann. Diese Menschen geben mir Kleider und Medikamente für die Kinder. Geldspenden werden direkt auf ein Konto in Moskau überwiesen. Es grenzt jedesmal an ein Wunder, wenn das Geld dort gut ankommt.

Eine weitere Aufgabe sind die ökumenischen Kontakte und Einsätze, vor allem in Italien, einem Land, das die Präsenz der Orthodoxen und ihr Zeugnis braucht. Wir russischen Orthodoxen sind etwas verschlossen, etwas eingekapselt; wir müssen uns öffnen. Der Dialog mit den Christen im Westen, der uns ermöglicht, ihren Glauben besser kennenzulernen und von unserem Glauben Zeugnis abzulegen, ist eine sehr bereichernde Aufgabe.

Für uns Russen ist diese Öffnung gegenüber Europa äusserst wichtig. Persönlich betrachte ich mich als russischen Europäer. Ich war schon immer tief in Russland verwurzelt. Während meines Aufenthalts im Westen habe ich aber noch weitere Wurzeln entdeckt, die mich zutiefst mit der Seele Russlands, besonders auch in religiöser Hinsicht, verbinden. Gleichzeitig suche ich immer die geistliche Öffnung gegenüber dem Westen und versuche, auch ändern zu diesem Offensein zu verhelfen.

Fühlen sich die Russen allgemein als Europäer?

Das ist sehr unterschiedlich. Russland ist sehr gespalten. Einige Russen sind europäischer als andere; es gibt aber auch solche, die wie in einer befestigten Burg leben, mit einem Aggressivitätskomplex gegenüber dem Westen ganz allgemein. Diese Psychologie der Komplexe ist meines Erachtens höchst gefährlich. Ich bin fest davon überzeugt, dass es möglich ist, Russland, dem orthodoxen Glauben, allen Wurzeln, der Geschichte, den Besonderheiten unserer Kultur, der russischen Mentalität – auch der bäuerlichen – treu zu bleiben und gleichzeitig voll Europäer zu sein, ohne dass dies zu Spannung oder

Gespräche im Baltikum

Zwanzig Personen trafen sich unlängst während dreier Tage in St. Petersburg. Unter den Teilnehmern war ein früheres Regierungsmitglied aus Estland und ein Vertreter der dort lebenden Russen, die über 30% der Gesamtbevölkerung ausmachen. Ferner beteiligten sich zwei Historiker, ein Journalist, der Vizepräsident des Moskauer parlamentarischen Ausschusses für ethnische Fragen und der Rektor der orthodoxen Alexander-Men-Universität. Weitere zehn Personen stammen aus Polen, Dänemark, Schweden, Norwegen und Finnland.

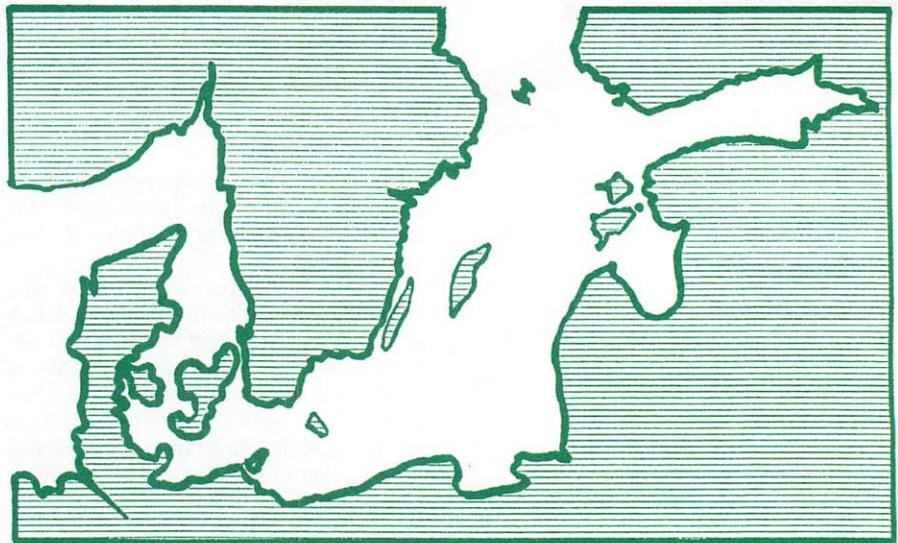
Die Tagung wurde mit viel Einfühlungsvermögen von einem Historiker aus St. Petersburg geleitet, der sich schon an den vorherigen MRA-Baltikumgesprächen in Stockholm und Kopenhagen beteiligt hatte. Eine Musiklehrerin aus dem benachbarten Gatschina kam mit einem Chor von 25 jungen Menschen, dessen

russische und internationale Lieder als Bereicherung dankbar aufgenommen wurden.

Unsere Gespräche zeichneten sich dadurch aus, dass Differenzen, Ängste und Meinungsverschiedenheiten in einer Art zur Sprache gebracht wurden, die zur Vertiefung des gegenseitigen Verständnisses beitrug. Unüberhörbar hingegen war das wachsende Misstrauen der russischen Führung dem Westen gegenüber, das sich zum Beispiel in der Frage einer allfälligen Ausweitung der NATO in Richtung Osten herauskristallisiert.

Ein lettischer Professor russischer Herkunft meinte rückblickend: «Hier war man offener als beim vorherigen Seminar in Kopenhagen. Es fiel schwer, St. Petersburg zu verlassen, weil wir nicht nur Gesinnungsgenossen, sondern Freunde geworden waren.»

Jens-Jonathan Wilhelmsen



Die Ostsee: eine Küste, viele Völker

Spaltung führen muss. Ich glaube zutiefst an die Einigkeit des christlichen Glaubens in allen seinen Ausdrucksformen: orthodox, katholisch, protestantisch, weil wir alle aufeinander angewiesen sind.

Sind Sie optimistisch, was die Zukunft der Orthodoxie in Russland angeht?

(Lange Stille) Optimismus ist nicht das passende Wort. Ich bin überzeugt, dass das Schicksal Russlands untrennbar mit demjenigen der Orthodoxie verbunden

ist, welche eine wichtige Botschaft für die ganze christliche Welt in sich trägt. Es besteht aber die grosse Gefahr eines Fundamentalismus, der den Geboten Christi nicht entspricht. Ich bin tief überzeugt, dass wir alle, besonders aber wir Orthodoxen, unseren geistigen Weg in Europa neu erkennen und einschlagen müssen, in treuer Nachfolge Christi und des Evangeliums, mit all unserer reichen Überlieferung.

Interview: Jean-Jacques Odier

Von Caux nach China

Zu viert waren wir Gäste des Chinesischen Vereins für Internationale Verständigung, CAFIU. Im Vergleich zum Besuch vor drei Jahren konnte man einen Stimmungsumschwung wahrnehmen: Die Menschen erscheinen weniger gespannt und eingengt durch Vorschriften der Regierung. Die staatlichen Märkte sind den rasch wachsenden privaten Märkten gewichen. Viel Reichtum sammelt sich so in neuen Händen.

Neu in unserem Programm waren private Besuche bei Personen, die wir von Begegnungen in Europa her kannten. An einem vom CAFIU offerierten Bankett trafen wir fast alle jene wieder, die in den vergangenen Jahren in Caux zu Besuch gewesen waren.

Zwei der florierenden Staatsbetriebe empfingen uns zur Betriebsbesichtigung, einer von ihnen ist eben in der Umstrukturierung auf ein Joint Venture mit Japan und den USA hin. Nach Besuchen in den berühmten konfuzianischen Tempeln von Schandong führten wir Unterredungen mit vier Professoren der konfuzianischen Philosophie, um die Grundlagen der MRA in Vergleich mit ihrem Wissensgebiet zu bringen. Dabei versuchten wir hervorzuheben, dass es insbesondere um die Anwendung von Grundsätzen geht. Weiter ging aus den Gesprächen hervor, dass die Ideen der MRA nicht bloss einen Beitrag zur Lösung der aktuellen Probleme Chinas leisten können, sondern dass sie in der Tradition Chinas einen Wiederhall finden.



In einem «mässig armen» Dorf

In Guangshou, dem früheren Kanton, trafen wir uns mit einer Gruppe von Wirtschaftsstudenten, die zuvor von unseren Gastgebern über Caux und die MRA eingehend orientiert worden waren. Sofort begann die Diskussion über einschlägige Fragen rund um die praktische Anwendung moralischer Massstäbe.

Bei einem weiteren Abstecher begegneten wir den Bewohnern eines abgelegenen Dorfes, welches nach chinesischen

Kriterien als «mässig arm» eingestuft wird. Hier waren wir mit den ungeschminkten Problemen konfrontiert, welche das Reich der Mitte innerhalb des nächsten Jahrzehnts zu meistern hofft.

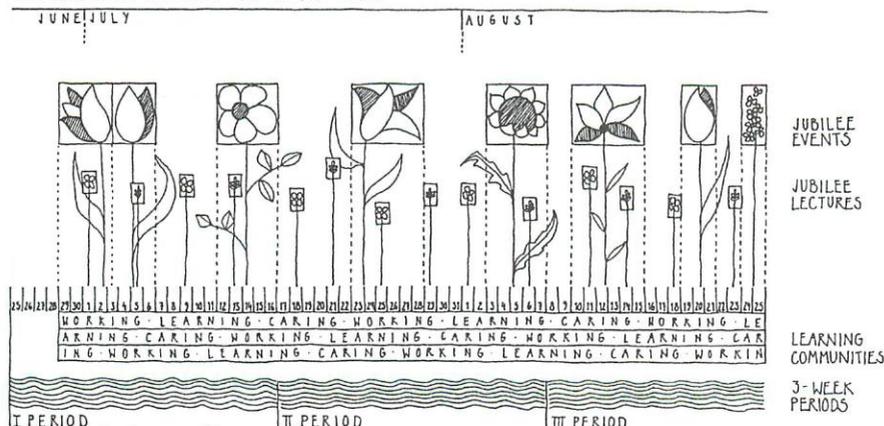
All dies lässt schliessen, dass die Angst vor der Aussenwelt und auch die Kontrolle über die Jugend und die Bevölkerung überhaupt im Abklingen scheinen.

M. u. T. Grandy, J. u. M. Fiaux

ZUM VORMERKEN

Der «Sommergarten» von Caux 1996

THE SUMMER GARDEN IN CAUX 1996



Eine Arbeitsgruppe von etwa dreissig Personen traf sich im November in Paris zur Vorbereitung der Konferenzen von Caux 1996. Eine vielfältige Palette von Anlässen, Themen und Ereignissen sind für den nächsten Sommer vorgesehen. Die in Paris tätige Architektin Anja S. Orphelin nahm an einem der Vorbereitungstage teil und anbot sich dann spontan, die verschiedenen Elemente des Programms mittels einer Grafik miteinander in Verbindung zu bringen. Sie wählte dafür das Bild eines Gartens. Die Legenden lauten (von oben nach unten): Jubiläumsereignisse, Jubiläumsvorträge, die Lerngemeinschaften, die Dreiwochenabschnitte der Trägergruppen.

Mehr darüber siehe nächste Seite.

Vergangenheit heilen, Zukunft gestalten

Caux, Schweiz, 29. Juni bis 25. August 1996



Eine Weltkonferenz zum Jubiläum mit einer Reihe von Schwerpunkten

Das Konferenzprogramm läuft durchgehend und umfasst Vollversammlungen, Seminare, Gruppenarbeit, eine Festvortragsreihe, Theater- und Filmvorführungen und weitere kulturelle Veranstaltungen. Neben den öffentlichen Anlässen bietet sich allen Teilnehmern die Möglichkeit, als Teil einer Arbeitsgemeinschaft von 12 bis 20 Personen die im Plenum vorgestellten Themen eingehend in einem Klima gegenseitigen Respekts und Vertrauens zu erörtern und in der Stille nach Inspiration zu suchen.

Jubiläumseignisse:

29. Juni – 3. Juli

Jubiläumsfeiern «50 JAHRE CAUX» mit einem offiziellen Anlass, einem Dankgottesdienst, einem Empfang im Park des Mountain House und einem Festvortrag von Philippe Mottu, einem der Gründer des Tagungszentrums.

3.–6. Juli

Europa am Scheideweg – ein Workshop, der an den anerkannten Anteil von Caux an der Versöhnung in der Nachkriegszeit anknüpft und dessen Teilnehmer – «Zeitzeugen», Menschen von innerhalb und ausserhalb der Europäischen Union und auch Nicht-Europäer – die geistige Aufgabe Europas im 21. Jahrhundert formulieren wollen.

12.–16. Juli

Die Zukunft gestalten – sich auf das 21. Jahrhundert vorbereiten. Drei Tage, in denen «prophetische Stimmen» aus allen Generationen zu Wort kommen und über den Menschen als geistiges Wesen, über die Beziehung des Einzelnen zur Gesellschaft und seine Einstellung zur Umwelt sprechen.

23.–28. Juli

Die Caux-Konferenz für Mensch und Wirtschaft und der **Caux Round Table** laden alle an der Wirtschaft Beteiligten, insbesondere aus Lateinamerika, Südostasien, Indien und China, zu gemeinsamen Gesprächen ein. Parallel dazu treffen sich Medienvertreter zu einem internationalen Kommunikationsforum.

3.–7. August

Glaube, moralische Werte und unsere Zukunft. Eine Begegnung für Menschen aller Berufe und Generationen, die jene Werte erkunden wollen, auf die sich die Zukunft der Freiheit gründet, und die solche Werte weitergeben wollen.

10.–15. August

Die «**Tagesordnung der Versöhnung**» ist den 50 Jahren Versöhnungsarbeit von Caux gewidmet. Das Zentrum für strategische und internationale Studien (CSIS), Washington, das Nationale Institut für fortgeschrittene Forschung (NIRA), Tokio, und die Moralische Aufrüstung werden ein gemeinsames zweitägiges Symposium durchführen, an dem Mitarbeiter der UNO und nichtstaatlicher Organisationen (NGO), die sich mit Konfliktlösung befassen, und ebenso Einzelpersonen mit besonderen Erfahrungen auf diesem Gebiet teilnehmen werden. Unter dem Thema «**Hoffnung in den Städten**» wird ein Tag der Frage des Zusammenlebens verschiedener Rassen, Religionen und Kulturen in den Städten gewidmet sein.

19.–21. August

Frieden stiften – eine Fraueninitiative: Zweieinhalbtägige Begegnung in Caux unter dem Thema: «**Stabübergabe derer, die bis jetzt Initiative ergriffen haben, an jene, die sie im 21. Jahrhundert ergreifen werden**», mit anschliessenden Besuchen in der Schweiz.

Zutreffendes durchkreuzen – Marquer ce qui convient Porre una crocetta secondo il caso		Gestorben Décédé Decesso
Adresse ungenügend insuffisante Indirizzo in- sufficiente	Annahme verweigert Refusé Respinto	
Abgereist Parti Partito	Unbekannt Inconnu Sconosciuto	

11-12/95

CAUX
Information